

Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **26 (2019)**

Heft 1: **Die Schweiz : eine Kulturtransfergeschichte = La Suisse : une histoire de transferts culturels**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Valentina Sebastiani

Johann Froben, Printer of Basel

A Bibliographical Profile and Catalogue of His Editions

Brill, Leiden 2018, 842 S., EUR 215

Selten wurden Buchdrucker in der Frühen Neuzeit von Künstlern, Kollegen und vor allem Autoren so sehr geschätzt wie Johann Froben. Die hohe Qualität seiner Arbeit überzeugte Gelehrte in ganz Europa, die nicht nur seine Bücher kauften, sondern auch mit dem Drucker zusammenarbeiteten und ihn wiederholt für seine gute Arbeit lobten. Dadurch wurde die Druckerei Zum Sessel zu einem Dreh- und Angelpunkt humanistischer Gelehrter und selbst der «Fürst» unter ihnen, Erasmus von Rotterdam, liess, nachdem er bereits in Verhandlungen mit einem Buchdrucker in Paris gestanden hatte, seine Werke ausschliesslich bei Froben in Basel veröffentlichen.

Obwohl Froben eine herausragende Stellung unter den Buchdruckern des 15. und 16. Jahrhunderts einnimmt und seine kostbaren Bücher sich in Hunderten Bibliotheken und Archiven in der ganzen Welt erhalten haben, fehlte bisher eine Übersicht über sein Leben und sein Werk. Diese Forschungslücke schliesst Sebastiani nun mit einer äusserst umfangreichen Bibliografie des berühmten Basler Druckers. Sie verzeichnet, für die 329 chronologisch angeordneten Titel, die Froben zwischen 1491–1527 herstellte, die üblichen Angaben zu Autoren, Beiträgern, Illustratoren, Druckorten und -jahren, Kollation, Exemplaren und Referenzen zu den Standardbibliografien (GW, ISTC, USTC, VD16, Bezzel). Darüber hinaus bietet Sebastianis Arbeit Transkriptionen der Titelseiten und

der Kolophone, Angaben zum Paratext (zum Beispiel Illustrationen), zur verwendeten Schriftart (zum Beispiel Kursive), zur Sprache, zum Inhalt und – besonders erfreulich für Wirtschaftshistoriker*innen – zum ursprünglichen Verkaufspreis. Überdies setzt sie die gedruckten Bücher zueinander ins Verhältnis, indem sie bei den Titeln kurz anmerkt, ob es sich um reine Nachdrucke eines früheren Werkes oder überarbeitete Neuauflagen handelt. Hervorzuheben ist, dass Sebastiani für ihre Bibliografie deutlich mehr Quellen konsultierte als nur die gedruckten Bücher. So zieht sie auch Briefe von Kooperationspartnern wie Koberger und Amerbach und von Autoren wie Erasmus hinzu, die einen seltenen Einblick in die damaligen Auflagenhöhen und in die Produktionszeiten und -kosten gewähren. Am Ende der Beschreibung eines jeden Titels werden die noch heute zu konsultierenden Exemplare aufgelistet, wobei die Vielzahl der Werke, die Sebastiani selbst eingesehen hat, hilfreicherweise mit Signaturen versehen werden. Die häufig äusserst lange Liste von erhaltenen Exemplaren zeigt deutlich, wie sehr Frobens Bücher über die Jahrhunderte hinweg geschätzt wurden.

Ergänzt wird diese akribisch recherchierte Bibliografie mit einer Liste von 32 Drucken, die in der Vergangenheit fälschlicherweise (hauptsächlich von Georg Wolfgang Panzer) der Druckerei Zum Sessel zugeschrieben wurden, einer Tabelle mit Konkordanzen zu den o. g. Standardbibliografien sowie Indizes zu Autoren, Bearbeitern und Titeln. Auch beinhaltet das Werk eine Liste aller Institutionen, die Drucke Frobens besitzen, welche verdeutlicht, dass sich in manchen Städten unerwartet grössere Sammlungen von Frobens Werken befinden (zum Beispiel in Budapest oder in New York). Dies ist eine sehr wichtige Ergänzung zu den Standardbibliografien, welche in vielen Fällen nicht alle erhaltenen Exemplare

angeben. Ein besonderes Augenmerk legt Sebastiani auf die elaborierten Titelblattbordüren und Druckermarken, die ebenfalls mit einem Index erschlossen sind und sogar mit 24 ganzseitigen Illustrationen veranschaulicht werden. Diese (leider nur schwarz-weißen) Reproduktionen führen uns wirkungsvoll vor Augen, warum Frobens Büchern ein solch hoher Wert beigemessen wurde und wird.

Auf den 70 Seiten vor der eigentlichen Bibliografie zeichnet Sebastiani Frobens Lebensweg nach, unterteilt in zwei grosse Abschnitte. Der erste befasst sich hauptsächlich mit seinen Lehrjahren und der ersten Zeit als Druckherr, wobei Sebastiani wiederholt seine herausragenden Leistungen und seinen untrüglichen Geschäftssinn betont. Schon Frobens Erstlingswerk zeugt von Kalkül: Er druckte die erste Bibel im handlichen Oktavformat und machte sie dadurch auch für weniger gut betuchte Gelehrte und Studenten erschwinglich (was ihr allerdings den verhältnismässig wenig ruhmreichen Beinamen «Armenbibel» einbrachte). Des Weiteren ging der Drucker schon früh eine sehr profitable Beziehung mit den Druckern Amerbach und Petri ein, um so das nicht zu unterschätzende finanzielle Risiko des Buchdruckergewerbes zu minimieren.

Im zweiten Abschnitt steht die Zusammenarbeit mit Erasmus im Vordergrund, beginnend mit Frobens kluger (und riskanter) Strategie, den Gelehrten auf sein Können aufmerksam zu machen: Durch die geschickte Symbolik im Titelseitenholzschnitt auf einem unerlaubten Nachdruck von Erasmus' *Adagia* demonstrierte Froben, dass seine Druckerei in der Lage war, die anspruchsvollen Werke des grossen Humanisten so herzustellen, wie dieser es sich wünschte. Die Strategie ging auf. Der Humanist sah Froben nicht nur die unerlaubte Drucklegung seines Werkes nach, sondern verlegte seine gesamten publizistischen Tätigkeiten in die Stadt am Rhein. Zwar bedeutet die Zusammenarbeit von

Froben und Erasmus auch, dass der Gelehrte das Verlagsprogramm entscheidend mitbestimmte (so verbot er zum Beispiel den Nachdruck von Luthers Schriften, da diese die Druckerei «verderben» würden) und hohe Kosten verursachte (unter anderem für ein luxuriöses Haus, ein jährliches Gehalt, das deutlich höher war als das eines Basler Professors, und – nicht zu vergessen Unmengen von Wein). Doch dafür wurde der Drucker durch den Verkauf der Werke seines Hausautors und das Ansehen, das ihm dieser verlieh, mehr als entschädigt: Seine bis dahin recht unbekannte Druckerei entwickelte sich zu einer der wichtigsten in ganz Europa.

Insgesamt ist Sebastianis Buch ein wichtiges Werkzeug für die Erforschung des Buchdrucks in Basel und der wirtschaftlichen Aspekte des Druckens in der Frühen Neuzeit. Gerade im ersten Teil des Buches gewinnt der Leser durch übersetzte Zitate aus zeitgenössischen Briefen äusserst interessante Einblicke in das Verhältnis zwischen einem Handwerker und einem Gelehrten. Wünschenswert wäre gewesen, dass die vielen interessanten Details zu den Formaten, Preisen und Auflagenhöhen in Diagrammen dargestellt würden, ähnlich der Bibliografie der Werke von Jan Moretus, die von Dirk Imhof zusammengetragen wurde und 2014 ebenfalls bei Brill erschienen ist. Zudem wäre auch ein kurzer Überblick über die verwendeten Sprachen und die Gattungen der Bücher erhellend gewesen. Doch möglicherweise wird dies von der Autorin noch in späteren Publikationen ausführlicher veranschaulicht. Zuletzt sei noch angemerkt, dass die leider hier nicht konsultierte Bibliografie von Hieronymus Frank zu Medizin, Naturphilosophie und Kirchenreform im Basler Buchdruck noch ergänzende Informationen zum Entstehungshintergrund dreier griechischer Werke (Nr. 295, 305, 320) enthält. Diese minimalen Kritikpunkte stellen jedoch in

keiner Weise infrage, dass Sebastiani mit ihrem Werk einen zentralen Ausgangspunkt für weitere Studien zum Buchdruck in Basel, zu den finanziellen Abläufen in einer Druckwerkstatt und zur Zusammenarbeit zwischen Autoren und Handwerkern in der Frühen Neuzeit bietet.

Saskia Limbach (Mainz)

Kim Siebenhüner
Die Spur der Juwelen
 Materielle Kultur und
 transkontinentale Verbindungen
 zwischen Indien und Europa in der
 Frühen Neuzeit (Ding, Materialität,
 Geschichte, Bd. 3)

Böhlau, Köln/Weimar 2018, 425 S., 5 Karten, 34 Abb.,
 EUR 60

Kim Siebenhüners *Die Spur der Juwelen* ist zweifelsohne als eine der bedeutendsten Studien zur frühneuzeitlichen materiellen Kultur des Jahres zu bezeichnen. Die Arbeit der an der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätigen Frühneuzeit-Historikerin zeichnet sich durch ein hohes Reflexionsniveau, innovative Fragestellungen und eine weite Quellengrundlage aus, die von der Autorin meisterhaft beherrscht wird. Die materielle Kultur der Frühen Neuzeit wird hier in ihren globalgeschichtlichen Zusammenhängen kritisch untersucht, um Juwelen und deren «konstitutive Rolle für menschliche Handlungen» (10) zu analysieren. Siebenhüner stellt die Zusammenhänge zwischen Materialität, Dingpraktiken, Geschmack, Konsum, Erleben und Verhalten in lokalen wie globalen Kontexten der Frühen Neuzeit eindrucksvoll dar und beschreibt deren Vielschichtigkeit und Komplexität in besonders anschaulicher Weise: Es ist die in dieser Studie beispielhaft untersuchte «Polyvalenz der Juwelen» (147), die die Arbeit so faszinierend für Experten und Laien zugleich macht. Es ist

davon auszugehen, dass sie in Forschung und Lehre neue Impulse setzen wird.

Die Autorin reiht sich in eine Tradition von Schriften ein, die durch eine Skepsis gegenüber dem *commodity chain approach* charakterisiert werden können. Seit den 1980er-Jahren haben insbesondere Anthropologen betont, dass Wertschöpfungspraktiken nicht allein aus Warenströmen resultieren und sich nicht im Austausch von Waren erschöpfen. Gerade auch für die Frühe Neuzeit, so Siebenhüner in Anlehnung an Laurence Fontaine, waren alternative Austauschprozesse von Bedeutung; Austauschprozesse, die die Komplexität von Dingpraktiken sowie der Interaktionskontexte global mobiler Artefakte prägten. Siebenhüners methodisches Angebot liegt im Konzept der Itinerare, die sie den eher klassischen Annäherungen an Warenströme und Objektbiografien entgegensetzt: «Itinerare können Momente des Stillstands und der Beschleunigung enthalten, schließen Um- und Irrwege ein und lenken den Blick insgesamt auf Verläufe und Wendepunkte.» (25) Künftig dürfte eine solche Herangehensweise folglich den Blick auch stärker auf die Zusammenhänge von Temporalitäten und materieller Kultur richten. Siebenhüners methodischer Blickwinkel schlägt sich auch im Erzähl- und Gestaltungsprinzip der Monografie nieder, die durch ihre polyzentrischen Perspektivierungen zwischen dem Mogulhof und der Reichsstadt Nürnberg changiert.

Zunächst steht der europäische Wissenshaushalt über Edelsteine und dessen Zusammenhang mit Reisen und Überseeexpeditionen im Zentrum. Die Untersuchung kolonialer und enzyklopädischer Figurationen veranschaulicht, dass Juwelen als «zugleich imaginatives und epistemisches Objekt» (29) bedeutsam waren. Deutlich wird, wie sich Wissen über Edelsteine lokal konfigurierte und in globalen Transformationen übersetzt, angeeignet und adaptiert wurde. Naturphi-

losophische und höfische Zusammenhänge werden im Hinblick auf mineralogische Diskurse und Schatzimaginationen dargestellt. Zugleich wird anschaulich, dass das so viel beschworene Erfahrungswissen frühneuzeitlicher Reisender handfeste Bedeutung für koloniale Ressourcen- und Handelsinteressen besass.

Das nächste Kapitel kontextualisiert den Stellenwert von Edelsteinen in der Dingwelt der Grossmogule. Deutlich wird hierbei, dass es weniger ihr Status als Waren als vielmehr ihre Bedeutsamkeit in umfassenderen Gabenpraktiken war, die Juwelen eine so prominente Rolle am Mogulhof verschafften. Edelsteine kamen als Schmuckstücke, dynastischer Schatz und Familienbesitz zum Einsatz, sie waren aber zugleich auch Tauschobjekte, Gaben, Repräsentationsobjekte, Beutestücke und Tribute. Siebenhüners Untersuchung der «Praktiken des Tragens und Tauschens, Erbeutens, Schenkens und Repräsentierens» (81) veranschaulicht, wie Pracht materialisiert und instrumentalisiert wurde. Deutlich wird zudem der Stellenwert der Materialität der Dinge für die Vergegenständlichung und Legitimation von Herrschaft etwa in Anlehnung an islamische Konzeptionen von Macht und Licht.

Im Anschluss daran stehen die transkontinentale Zirkulation von Edelsteinen und der Juwelenhandel im Untersuchungszentrum. Es sind die Zusammenhänge frühneuzeitlicher Globalisierung, die den transkontinentalen Diamantenhandel prägten und ihn zu einem Spielfeld für eine Vielzahl lokaler und globaler Akteure machten, die darüber Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs verhandelten. Der indische Subkontinent, so wird deutlich, stellte einen Beschaffungsmarkt dar, der die lokalen Marktmechanismen global agierenden Juwelenhändlern gewissermassen aufzwang. Die «Komplexität kommerzieller Organisationsformen», so Siebenhüner, «[stand] denen europäischer Kaufleute nicht nach

[...]», weshalb «das Vordringen der Europäer in den Indischen Ozean nicht mehr als die Präsenz eines weiteren Mitspielers [bedeutete]» (159). Wenn es um die Rekonstruktion der Dingströme und Geschäftsverbindungen geht, stellt Siebenhüner sowohl indische als auch französische, armenische und aschkenasische sowie sephardische Akteure vor. Jean-Baptiste Tavernier und Glikl bas Judah Leib werden besonders ausführlich behandelt, aber auch Nürnberger Zwischenhändler wie Georg Pock und Jörg Imhoff finden Erwähnung.

Die letzten beiden Kapitel führen die Leserinnen und Leser in das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, insbesondere nach Süddeutschland. Zunächst richtet sich der Blick auf die Praktiken des Austauschs von Juwelen jenseits des Handels: Vor allem geht es um die persönlichen Netzwerke und Ressourcen, die zu aktivieren waren, wenn es um den Erhalt, Besitz und das Sammeln von Juwelen ging. Adelige Netzwerke und die Aktivitäten fürstlicher Agenten stehen zunächst im Mittelpunkt, doch auch Freundschaften und Kauf werden als Zugangs- und Partizipationsweisen am transkontinentalen Juwelenmarkt analysiert. Insbesondere die Korrespondenz von Hans Fugger veranschaulicht, «dass sich die kommerziellen Itinerare der Juwelen nicht in [...] Warenketten erschöpften» (285). Die Edelsteine fungierten als Geldäquivalente und ersehnte sowie gesuchte Materialien, aber eben auch als Geschenke, Gaben und Geschäftsgegenstände. Die wiederholten Hinweise auf die Frankfurter und Leipziger Messen lassen vor allem auf zukünftige Studien hoffen.

Zuletzt werden dann europäische Konsumenten eingehend untersucht. Deutlich wird vor allem, wie die Gebrauchskontexte und Lebensgeschichten die Bedeutsamkeit von Juwelen prägten: Sie fungierten als «Statussymbol, Erbstück, Erinnerungsspeicher, Konsumgut, Sammlungsobjekt und Quelle der Verzückung» (291) und

vermochten in der Ständegesellschaft Identitäten, Distinktion, Erinnerung, Ehre und Status zu materialisieren. Der Wert der Edelsteine erschöpfte sich folglich nicht in ihrer Zirkulation als Waren oder als Geldäquivalente, sondern konstituierte sich vor allem im Umgang mit ihnen als Dinge, die besessen, verloren oder vererbt werden konnten und somit eng mit biografischen Momenten verwoben waren. Gerade aufgrund dieser «Zirkulation der Juwelen jenseits der Warenketten» (342) ermöglichten es Edelsteine in den urbanen Dingwelten der Frühen Neuzeit besonders zugänglich, «Nähe und Distanz zu den Menschen seines Umfelds [zu] definieren und gewesene Beziehungen ins Symbolische [zu] übersetzen» (321).

Die Wirkmächtigkeit der Materialität selbst, so Siebenhüner abschliessend, sei entscheidend gewesen, um die Bedeutsamkeit dieser global mobilen Akteure zu generieren. Es waren ihr Glanz, ihre Langlebigkeit sowie Beständigkeit, die den Wert der Juwelen jenseits der Gebrauchspraktiken konstituierten und es diesen Dingen ermöglichte, «durch ihre Itinerare Charakter [zu] entwickel[n]» (351, 357 f.). Diese besonders spannende Beobachtung wirft weitere Fragen auf, etwa wie die Zirkulation indischer Juwelen Nürnberger Handwerkerkulturen und materialverarbeitendes Wissen prägten. Wenn etwa darauf hingewiesen wird, dass die Fugger mehrfach Augsburger Goldschmiede mit der Abänderung von Juwelen beauftragten, stellt sich die weiterführende Frage nach den Auswirkungen auf Steinschnittexpertise sowie auf handwerkliches Wissen und Praktiken besonders nachdrücklich. Ebenso werden Leserinnen und Leser die Frage nach Rückübersetzungen stellen: Gibt es Itinerare, die von Indien nach Europa und schliesslich wieder zurück nach Indien führen, und was sagen diese über materielle Übersetzungspraktiken aus? Welche Interaktionsräume schufen das Zusammentreffen indischer Juwelen und

amerikanischer Türkise und Obsidiane in europäischen Zusammenhängen?

Dass sich solche und weitere Fragen stellen, muss als Verdienst einer besonders reflektierten und anschaulich geschriebenen, innovativen Studie angesehen werden. Als Rezensent möchte ich zudem anbringen, dass die Qualität der Farbillustrationen beachtlich ist und wesentlich zur argumentativen Stärke des Bandes beiträgt. In einer Zeit, in der Verlage zunehmend farbige Abbildungen ablehnen, wird der Buchreihe «Ding, Materialität, Geschichte» ein besonderer Erfolg beschert sein, da es vor allem für Studien der materiellen Kultur wichtig ist, die materiellen Eigenschaften in Farabbildungen überzeugend vermitteln zu können. Das Argument vom «göttliche[n] Glanz» (137) der Juwelen hätte zum Beispiel kaum anschaulicher untermauert werden können als mit der Farabbildung des tiefrot schimmernden Spinells, der die Inschriften Akbars, Jahangirs und Shah Jahans darbietet (Abb. 14).

Stefan Hanß (University of Manchester)

Daniela Hacke
Konfession und Kommunikation
 Religiöse Koexistenz und Politik in der Alten Eidgenossenschaft – Die Grafschaft Baden 1531–1712

Böhlau, Köln/Weimar, Wien: 2017, 579 S., EUR 70

Daniela Hackes Habilitationsschrift beschäftigt sich mit der gemeinen Herrschaft Baden, einem bikonfessionellen Gebiet, das bis 1712 gemeinsam von den katholischen Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, den reformierten Orten Zürich und Bern sowie dem bikonfessionellen Ort Glarus verwaltet wurde. Hacke zeigt, dass es den reformierten Orten trotz der zahlenmässigen Überlegenheit der katholischen Orte durchaus gelang, ihre Handlungsspielräume zu nutzen und auszubauen. Regelmässig

wiederkehrende Spannungen wurden in kommunikativen Prozessen entschärft, sodass die religiöse Koexistenz in Baden letztlich relativ friedlich war.

Hackes Studie beginnt mit dem zweiten Kappeler Frieden (1531), welcher neben der konfessionellen Eigenständigkeit der eidgenössischen Orte auch konfessionelle Fragen in den gemeinen Herrschaften regelte. In Baden alternierte die Religionszugehörigkeit des Landvogtes zwischen reformiert und katholisch, die niedrigeren Stellen wurden jedoch mit Katholiken besetzt. Daneben waren die Reformierten benachteiligt, weil sie keine neuen Pfarrer einstellen durften und Konversionen zum reformierten Glauben ebenfalls untersagt waren. Hackes Arbeit endet mit dem Zweiten Villmergerkrieg (1712), der die Position der Katholiken schwächte und die gemeinsame Herrschaft katholischer und protestantischer Orte über die Grafschaft Baden beendete.

Innerhalb des komplexen Machtgefüges in Baden versuchten sowohl katholische als auch reformierte Orte, ihre Glaubensgenossen in der gemeinen Herrschaft zu stärken. Zürich spielte dabei auf reformierter Seite eine herausragende Rolle, während die katholischen Orte das vorherrschende Mehrheitsprinzip zu ihren Gunsten nutzten. Letzteres zwang die reformierten Orte, andere Wege zu suchen, um ihre religiösen Überzeugungen durchzusetzen. Zu ihren Strategien gehörten beispielsweise das Hinauszögern von Entscheidungen, um Konflikte zu entschärfen, oder direkte Verhandlungen mit katholischen Akteuren statt mit den katholischen Orten. Hackes detaillierte Analyse der Handlungsspielräume von Zürich stellt dabei eine signifikante Revision der bisherigen Forschung dar, die besonders den Einfluss der katholischen Orte betonte.

Hacke verwendet in ihrer Arbeit einen breit gefassten Kommunikationsbegriff, um zu zeigen, wie die beiden Konfessionsparteien insbesondere bei der Aus-

legung der Landfrieden unterschiedliche argumentative Strategien und rhetorische Mittel nutzten. Vor den Tagsatzungen wurde oftmals in gesonderten Treffen eine gemeinsame Strategie erarbeitet und entsprechende Positionen formuliert.

In den Kapiteln vier, fünf und sechs zeigt Hacke anhand konkreter Beispiele, wie sich politische Kommunikationsprozesse auf der lokalen Ebene niederschlugen. In Kapitel vier werden Schmähpredigten behandelt, welche die verwaltenden Orte zu regulieren versuchten, weil Prediger in besonderer Weise die breitere Bevölkerung zu beeinflussen wussten. Auch hier identifiziert Hacke verschiedene kommunikative Muster. Reformierte Prediger griffen besonders die katholische Doktrin an, ihre katholischen Gegenspieler hingegen argumentierten stärker historisch und kritisierten wichtige Reformatoren wie Bullinger und Zwingli. Gelegentlich war auch das Luthertum Teil der in Schmähpredigten verwendeten rhetorischen Figuren. Es wäre interessant gewesen, mehr über diese Dimension der konfessionellen Konflikte zu erfahren.

Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit Konversionen. Wie Hacke selber einräumt, ist es unmöglich, die Anzahl der Konversionen präzise zu bestimmen; insgesamt scheint die Zahl der Konvertiten recht klein gewesen zu sein. Aus diesem Grund zieht Hacke hier auch einige Beispiele aus anderen Gebieten (zum Beispiel aus dem Rheintal oder dem Thurgau) bei. Da Konversionen vom Katholizismus zum reformierten Glauben in Baden verboten waren, gingen Glaubensübertritte in vielen Fällen mit Migration, besonders ins protestantische Zürich, einher. Eine besonders interessante Variante der Konversion stellte jene innerhalb gemischtkonfessioneller Ehen dar. Hier konnten frühneuzeitliche Vorstellungen zur Rolle von Mann und Frau mit religiösen Ansichten kollidieren, beispielsweise wenn eine Frau nicht bereit war, zum reformierten Glauben überzutre-

ten, und damit die Rolle des Mannes als Familienoberhaupt untergrub.

Das sechste Kapitel behandelt schliesslich Konflikte rund um Simultankirchen. Mithilfe einiger detaillierter Fallstudien zeigt Hacke, dass Gegenstände in den Simultankirchen besonderes Konfliktpotenzial boten. Durch geschicktes Agieren in Konflikten um Bilder, Altäre und besonders Taufbecken verstanden es Zürcher Würdenträger immer wieder, reformierte Interessen durchzusetzen und den Einfluss der Reformierten bedeutend zu erweitern. Ein besonders interessantes Beispiel ist die Kapelle von Spreitenbach, die als Simultankirche gebaut wurde und somit von Anfang an als geteilte Kirche konzipiert war. Mehr Details zur soziokulturellen Struktur der behandelten Dörfer hätten hier geholfen, die untersuchten Konflikte in einen weiteren Kontext einzubetten.

In ihrer Studie betont Hacke wiederholt, dass viele der behandelten Konflikte auf mehreren Ebenen stattfanden und somit ein Konflikt über die Verwaltung einer Dorfschaft auch allgemeinere politische Verhandlungen bei den Tagsatzungen beeinflussen konnte. Insgesamt zeichnet Hacke aber ein Bild von verhältnismässig friedlicher Koexistenz, die den ganzen Untersuchungszeitraum durchzog und auch durch den Dritten Landfrieden (1656) nicht wesentlich verändert wurde. Viele der verwendeten kommunikativen Strategien hatten zum Ziel, Konflikte zu vermeiden. Allerdings bezieht sich Hacke nicht näher auf bewaffnete Konflikte, welche als Kontrastpunkte einige interessante Vergleiche ermöglicht hätten.

Methodisch arbeitet Hacke gekonnt mit einer Vielzahl jüngerer Forschungsansätze: mit Niklas Luhmanns Systemtheorie, mit dem aus der Soziologie stammenden *labeling approach*, mit Raumtheorie in Anlehnung an Martina Löw und mit jüngeren Arbeiten zur Konfessionalisierung. Daneben werden in einzelnen

Kapiteln weitere historiografische Ansätze verwendet; so zum Beispiel Anregungen aus der Emotionsgeschichte im Kapitel zu Konversionen. Wie Hacke aber in der Einleitung erwähnt, wurden die verwendeten Theorien im Text an vielen Stellen bewusst in den Hintergrund gerückt, das Resultat ist ein gut lesbares Buch.

Hackes Studie zeigt, wie politische Kommunikation zu einem kontinuierlichen Austausch zwischen verschiedenen konfessionellen Gruppen führte und wie ein bikonfessionelles Territorium dadurch an Stabilität gewinnen konnte. Gleichzeitig wird deutlich, dass konfessionelle Grenzen keine unüberwindbaren Barrieren darstellten. Hackes Monografie ist besonders wertvoll, weil es sich dabei nicht nur um eine Untersuchung der Grafschaft Baden handelt, sondern um eine Arbeit, die sich mit politischer Kommunikation und religiöser Koexistenz in einem breiteren Sinn beschäftigt. Die Verbindung aus fundierten Archivrecherchen, neueren methodischen Ansätzen und einem stimmigen konzeptionellen Zugriff macht *Konfession und Kommunikation* zu einer hervorragenden Studie über ein faszinierendes Forschungsgebiet.

*Martin Christ (Max-Weber-Kolleg,
Universität Erfurt)*

Claudio Bacciagaluppi
Artistic Disobedience
**Music and Confession in Switzerland,
1648–1762**

Brill, Leiden/Boston 2017, 260 S., EUR 105

Die Alte Eidgenossenschaft bietet mit den nahe beieinanderliegenden und ineinander verwobenen katholischen, reformierten und paritätischen Orten eine spannende Ausgangslage zum Studium der Verflechtungen über vermeintliche Grenzen hinweg. Der Musikwissenschaftler Claudio Bacciagaluppi hat die musikalische

Praxis der Zeit nach dem Westfälischen Frieden bis zur Gründung der Helvetischen Gesellschaft im Jahr 1762 untersucht und unter dem Titel *Artistic Disobedience* veröffentlicht. Er zeigt darin, wie der professionelle Austausch reformierter und katholischer geistlicher Musik ein Vorbote für aufgeklärte Gesellschaften und religiöse Toleranz war. Die dem Buch zugrunde liegende These vertritt die Haltung, dass gerade der künstlerisch-intellektuelle Anspruch es erlaubte, beispielsweise katholische Musik in reformierten Städten konzertant aufzuführen – ungeachtet der Traktate und der Zensur. Diese Haltung nennt der Autor künstlerischen Ungehorsam, «artistic disobedience».

Bacciagaluppi bearbeitete Inventare und Musikhandschriften aus rund zwei Dutzend Archiven in der Schweiz, aus Göttingen und Mailand. In vier Hauptkapiteln zeigt er die musikalische Praxis in der reformierten und katholischen Schweiz sowie den Austausch zwischen den beiden Konfessionen, er beschreibt den Buchhandel des 17. und 18. Jahrhunderts hinsichtlich gedruckter Musik und erläutert die Funktion der Collegia Musica in reformierten, aber auch in katholischen Städten.

Das erste Kapitel unter dem Titel «Music in the Confessional Age» beschreibt, wie sich die konfessionellen Identitäten zwischen 1650 und 1750 herausbildeten. Gewinnbringend zeigt der Autor, dass die nachreformatorische Kirchenmusik in grossen Abteien wie St. Urban, Wettingen, Einsiedeln, Muri, Engelberg oder St. Gallen auf externe Musiker – unter anderem auch aus reformierten Städten – angewiesen war. In Bern wurde der Gesang in den Messen 1561 wieder eingeführt, eine Orgel hingegen wurde erst 1727 wieder eingebaut. Der Wiedereinbau von Orgeln war durch die Musikgesellschaften (Collegia Musica) motiviert, die italienische geistliche (katholische) Musik importierten und diese selber praktizieren wollten. Selbst

katholische Gesangstexte wurden für die reformierte Kirchenmusik angepasst: Aus «facta est Maria clavis» wurde beispielsweise «factus est Salvator clavis».

Dass die konfessionellen Grenzen durchlässig waren, zeigt das zweite Kapitel mit dem Titel «Approaching the other». Anhand zahlreicher Fallbeispiele belegt der Autor, wie «katholisch» und «reformiert» sich in der Entwicklung der Kirchenmusik innerhalb eines Jahrhunderts annähern, offensichtlich aufgrund der zahlreichen Kontakte. In katholischen Kirchen wird deutschsprachiger Sologesang üblich, in reformierten Gemeinden sind Orgeln ab dem 18. Jahrhundert gefragt. Mit diesen Entwicklungen einher geht ein personeller Austausch von Chorleitern und Organbauern, deren Profession der Konfession bevorzugt wurde.

Teil der Musikwirtschaft waren die Buchdrucker und Buchhändler. Das dritte Kapitel trägt den Titel «The Book Market» und beschreibt Bildungsreisen katholischer und reformierter Gelehrter zwischen der für den Buchhandel wichtigen Stadt Basel und dem italienischen Mailand, wo sich das Collegium Helveticum, das Priesterseminar der katholischen Eidgenossenschaft, befand. Der Einfluss italienischer Kirchenmusik auf die Schweiz war beträchtlich, was der Autor anhand der Zahl italienischer Musiksammlungen in der Schweiz zu belegen weiss. Weiter zeigt das Kapitel, wie trotz Zensur besonders die Basler Buchhandlungen voll von katholischer Literatur waren. Geschäftstüchtige Basler Drucker wie Johann Jacob Decker versorgten katholische Stifte wie St. Verena im nahe gelegenen Zurzach mit Musik – Decker wurde dafür mehrfach mit Strafen und Hausarrest belegt.

Das vierte Hauptkapitel konzentriert sich auf die bereits erwähnten Collegia Musica, die zuerst in reformierten Orten und schliesslich auch in der katholischen Schweiz entstanden und geistliche Musik konzertant

aufführten. Musiknoten sind heute nicht mehr erhalten, weshalb sich der Autor auf die Untersuchung von 18 Musikinventaren aus reformierten wie katholischen Musikgesellschaften stützte und nennenswerte Überlappungen im geistlichen Repertoire entdeckte (rund 10 Prozent). Das Repertoire der aus Laienmusikern bestehenden Collegia war also konfessionell geprägt, den Austausch zwischen den Konfessionen ermöglichten die professionellen Leiter der Collegia. Der Autor gelangt deshalb zum Schluss, dass diese Collegia «part of the social humus» (182) und bereits im frühen 18. Jahrhundert Orte aufklärerischer Ideale wie Redefreiheit waren, die den Weg zur Toleranz zwischen katholisch und reformiert förderten.

Die Studie *Artistic Disobedience* erschliesst einen neuen Blickwinkel in der Geschichte der konfessionell geteilten Alten Eidgenossenschaft und damit auch den Quellenbestand der Musikinventare. Sie zeigt zudem, wie die katholische Verbindung mit Mailand selbst reformierte geistliche Musik prägte. Die exakte musikalische Praxis lässt sich anhand der Inventare freilich nicht beschreiben. Die Funktion der Musikgesellschaften als Toleranzförderer in der Alten Eidgenossenschaft lässt sich dadurch und mit den im Anhang transkribierten Dokumenten jedoch nachvollziehen.

Ruth Wiederkehr (Baden)

Juri Auderset, Peter Moser
**Die Agrarfrage in der
 Industriegesellschaft**
 Wissenskulturen, Machtverhältnisse
 und natürliche Ressourcen
 in der agrarisch-industriellen
 Wissensgesellschaft

Böhlau, Wien 2018, 341 S. mit 29 Abb., EUR 45

Die «Agrarfrage in der Industriegesellschaft» ist heute in der politischen Ausein-

andersetzung aktueller denn je. Angesichts der Bedrohung unserer natürlichen Lebensgrundlagen durch die menschengemachte Klimaerhitzung sind Debatten über den «ökologischen Fussabdruck» oder die Verwirklichung einer 2000-Watt-Gesellschaft an der Tagesordnung. Und immer geht es dabei auch um die Aufgaben der Landwirtschaft, um die Produktion unserer Lebensmittel und um ein biologisch nachhaltiges Wachstum in einer hoch technisierten Welt. Dabei greifen die Akteure aller politischen Richtungen auf das aktuelle Wissen und auf die neusten Erkenntnisse der Wissenschaft zurück. Zugleich wird die Komplexität der biologischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge von Industriegesellschaft und Umwelt immer deutlicher sichtbar.

Für das vertiefte Verständnis der gegenwärtigen Probleme und Konfliktfelder in der Agrar- und Umweltpolitik liefert die Arbeit aus dem Archiv für Agrargeschichte einen interessanten und kritisch-hilfreichen Beitrag. Aus einer wissenshistorischen Perspektive wird anhand des Konzepts der «agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft» die Integration der Landwirtschaft in die kapitalistische Industriegesellschaft der Schweiz zwischen 1850 und 1950 beschrieben. Dabei bildete sich ein System heraus, in dem die Industriegesellschaft zwar dominierte, der Agrarsektor aber zugleich als ein integraler Bestandteil gesehen wurde, auf dessen Eigenheiten auch im Interesse der Industriegesellschaft Rücksicht zu nehmen war. Die Vorstellung, dass Industrie und Landwirtschaft komplementär zu denken seien, setzte sich durch.

Als Ausgangspunkt für ihre Problemstellung wählen Peter Moser und Juri Auderset eine breite Diskussion um die Agrarfrage in der deutschen Sozialdemokratie um 1900. Dabei standen sich zwei Positionen gegenüber: Auf der einen Seite Karl Kautsky (1854–1938), der die Zukunft der Agrarwirtschaft in der Unterordnung unter

die Industrie sah und für die Schaffung von spezialisierten, arbeitsteiligen Grossbetrieben eintrat. Auf der anderen Seite verlangte der dem rechten Flügel der Partei nahestehende Eduard David (1863–1930) eine völlige Trennung von Industrie und Landwirtschaft, da es sich um ganz unterschiedliche Produktionsweisen handle. Das Zukunftsmodell sah er in den bäuerlichen Familienwirtschaften. Gemeinsam war den beiden Positionen die Forderung nach einer Verwissenschaftlichung der Agrarproduktion.

Diese Verwissenschaftlichung – ausgelöst durch die thermoindustrielle Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts – wird im Folgenden in vier zentralen Bereichen sehr detailliert und mit interessanten neuen Sichtweisen untersucht. Ausgangspunkt bildet die Entwicklung der landwirtschaftlichen Buchhaltung und Statistik. Seit den 1830er-Jahren wurde in der doppelten Buchhaltung das Bindemittel zwischen der industriellen und der agrarischen Welt gesehen. Die doppelte Buchhaltung verkörperte die radikale Abstraktion von der Eigenlogik der Nutzung von Tieren und Pflanzen, die den Prozessen der Natur unterworfen war und nicht beliebig beschleunigt werden konnte. Allerdings liessen sich die vielen landwirtschaftlichen Subsistenzbetriebe bis Ende des 19. Jahrhunderts kaum in das Anforderungsprofil eines kapitalistischen Unternehmer-Landwirts transformieren.

Die Untersuchung widmet sich besonders der von Bauernsekretär Ernst Laur verfolgten Strategie, die doppelte Buchhaltung an die agrarischen Verhältnisse anzupassen. Diese Stossrichtung trieb er nach der Gründung des Schweizerischen Bauernverbandes 1897 konsequent voran. Dabei heben Auderset und Moser vor allem die Entwicklung der wissenschaftlichen Instrumente zur Bewertung der Rentabilität hervor, während sie die Statistik als Instrument der bäuerlichen Interessenwahr-

nehmung als eher sekundär beurteilen. Sehr gut sichtbar gemacht wird die enge Verzahnung von landwirtschaftlichem Betrieb, Wissenschaft, Interventionsstaat und agrarischer Interessenvertretung. So wurde nach 1907 die von Laur verfasste *Betriebslehre* flächendeckend in den Winterschulen eingesetzt. Mit der Betriebslehre und den seit 1903 im Landwirtschaftlichen Jahrbuch regelmässig veröffentlichten Ertragsberechnungen waren für Laur die perfekten Instrumente zur genauen Analyse der Rentabilität der einzelnen Betriebszweige geschaffen. Er sah sie als Grundlage einer wissenschaftlich fundierten Agrarpolitik, die als Diagnosemittel zur Behebung von sozialen Problemen zu dienen hatte.

Es galt in erster Linie den volkswirtschaftlichen Nutzen jener Betriebe zu untermauern, die rationell und fortschrittlich wirtschafteten, mithin den Vorstellungen des industriekapitalistischen Systems entsprachen. Das Modell bildete der kaufmännisch geführte mittelgrosse Familienbetrieb, der als zukunftsfruchtig und modernisierungsfähig galt. Zugleich setzte sich auf dieser Grundlage der politische Konsens durch, dass Bauern, die einen zu normalen Bedingungen übernommenen Hof rationell bewirtschafteten, den Anspruch auf einen Lohn geltend machen konnten, der jenem der Arbeiterschaft auf dem Lande entsprach.

So wie in der Verwendung der doppelten Buchhaltung beschreibt die Arbeit auch im Bereich der Landtechnik, wie die Durchsetzung industriekapitalistischer Methoden an Grenzen stiess. Zwar gab es im 19. Jahrhundert zunächst eine grosse Maschinenbegeisterung. Wie in der Industrie sollte die ganze Arbeit von Maschinen gemacht werden, gesteuert vom Betriebsleiter. In der Realität erwies sich aber der Einsatz von Motoren auf der Basis von Dampf als wenig erfolgreich. Nur die tierische und menschliche Arbeitskraft war flexibel genug, um eine Mechanisierung zu

bewerkstelligen. Dementsprechend nahm die Bedeutung des Pferdes in der Landwirtschaft bis Mitte des 20. Jahrhunderts weiter zu. Die von der Industrie ausgehende Motorisierung und Mechanisierung musste sich an die agrarischen Gegebenheiten anpassen. Dies änderte sich erst, als der Traktor nach dem Zweiten Weltkrieg zur polyfunktionalen Motorarbeitsmaschine mutierte. Als Konsequenz mussten die Betriebe nun Treibstoff zukaufen. Die Zugkraft wurde nicht mehr aus dem eigenen Boden ernährt und die Energieautonomie des Hofes ging verloren. Die Verbindung von natürlichen Ressourcen und Produktion löste sich auf.

In zwei weiteren Kapiteln geht es um die wissenshistorische Entwicklung der Pflanzenzucht und der Tierhaltung. Auch in diesen Bereichen zeigt sich die Eigenständigkeit der landwirtschaftlichen Produktion gegenüber den Anforderungen einer kapitalistischen Industriegesellschaft. So wurden in der Saatzucht zwar wissenschaftliche Institutionen aufgebaut, diese arbeiteten aber eng mit den bäuerlichen Züchtern zusammen. Auch in der Tierhaltung kam es im 19. Jahrhundert zu einer Verwissenschaftlichung. Mit Herdebüchern, Leistungsprüfungskatalogen, Abstammungsnachweisen und einheitlichen Messverfahren wurde die Leistung der Tiere erhöht. Das Zuchtziel blieb aber multifunktional und die Fortschritte beruhten auf der Wissenszirkulation zwischen Landwirtschaft und Industriegesellschaft. Dies änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg, als es zur allgemeinen Substitution von lebenden durch mineralische Ressourcen kam. Die Rolle der Tiere als multifunktionale Arbeitswesen ging verloren. Sie wurden nun auf eine Leistung reduziert: Milch oder Fleisch. Wie die Autoren festhalten, setzte sich – gestützt auf Erdöl – ein unermüdlicher Betrieb zur Herstellung von Fleischmahlzeiten durch. Dies bewirkte eine wachsende Distanz zwischen den im-

mer mehr Fleisch essenden Menschen und den Tieren. Das Fleisch konnte nun emotional entlastet im Supermarkt bezogen werden. Auf der Produktionsseite war die künstliche Besamung das Gegenstück. Die Stiere verschwanden von den Höfen, aus Stierhaltern wurden Besamungstechniker und aus Melkern Schlachthofarbeiter.

Der letzte Teil widmet sich dem Transformationsprozess, der nach 1950 als Folge eines massiv gesteigerten Verbrauchs von fossilen Energieträgern von einem agrarisch-industriellen zu einem industriell-agrarischen Wissensregime führte. Immer ausgeprägter bestimmten Wissenschaftler, Verwaltungsbeamte und Rechnerprogramme, was für die Landwirtschaft wichtig sei. Ins Zentrum rückte Wissen, das einseitig auf die Erschließung der Rationalisierungs- und Wachstumspotenziale durch den Verbrauch mineralischer Ressourcen verwies. In der industriekapitalistischen Moderne sah man den alleinigen Fluchtpunkt einer zukunftssträchtigen Landwirtschaft. Zwischen Landwirtschaft und Industrie sollte es keine Unterschiede mehr geben. Auf der Ebene der Stoffflüsse war es nichts anderes als die Ersetzung biotischer durch mineralische Ressourcen. In der neoklassischen Kategorisierung war es einfach Ersetzung von Arbeit durch Kapital, ein überfälliges Nachholen eines Vorgangs, der in der Industrie schon mit der thermoindustriellen Revolution eingesetzt hatte.

Aus dieser Perspektive wurde die Agrarpolitik als reine Produktionspolitik betrieben. Die Steigerung der Produktion und der Produktivität erfolgte wesentlich durch eine innere Aufstockung: höherer Output bei gleichbleibender Fläche mit Rückgriff auf mineralische Ressourcen und Zukäufe. Faktisch wurde die Landwirtschaft auf die Funktion einer Produzentin von Rohstoffen für die Agroindustrie reduziert. Rechtlich erfolgte in der agrarpolitischen Praxis die Gleichstellung von bodenbewirtschaftender und bodenunabhängiger Produktion.

Boden wurde nur noch als Standort, nicht mehr als Produktionsgrundlage betrachtet. Es musste nur noch das investierte Kapital rationell eingesetzt und die volle Auslastung der Arbeitskräfte erreicht werden.

Auf diese Weise wurde die agrarische Produktion enorm gesteigert, auch die Produktivität erhöhte sich dank Chemisierung und Motorisierung in einem bisher nicht gekannten Ausmass. Die bäuerlichen Akteure akzeptierten diese Entwicklung, weil sie grossteils von harter körperlicher Arbeit entlastet wurden. Die ökonomischen Sichtweisen setzten sich überall durch, sogar in der ökologischen Debatte mit dem Begriff «Ökobilanz». Wie die Autoren treffend ausführen, ist Ökologie kein Gut und kann deshalb auch nicht gemessen und in eine Bilanz gezwängt werden.

Insgesamt kam es nach 1950 zu einer Entagrarisierung beziehungsweise zu einer generellen Entfremdung zwischen der Welt der Wissenschaft und dem bäuerlichen Universum. Die Bauern sollten in der neuen industriell-agrarischen Welt nur noch Wissen vollstrecken und multiplizieren, das zum grössten Teil ausserhalb des Agrarischen generiert wurde. Für das Wachstum waren die Agrarökonomen zuständig, für die ökologischen Auswirkungen brauchte man Biologen und Naturschützer. Das bis heute vorherrschende Wissensregime verkennt nach Ansicht der Autoren die Wichtigkeit von Boden, Arbeit und Eigentum. Aus dieser Sicht kritisieren sie auch den seit den 1970er-Jahren verwendeten Begriff einer «postindustriellen Informations- und Wissensgesellschaft». Die westlichen Gesellschaften seien nicht postindustriell, sondern superindustriell. Vom Gesichtspunkt des Ressourcenverbrauchs nahm der «ökologische Fussabdruck» weiter zu, die Produktion industrieller und agrarischer Güter lagerte man einfach an günstigere Standorte aus.

Die kritische Sichtweise auf heutige Wissenskonzeptionen und die klare Analyse der wissenshistorischen Entwicklungen ma-

chen die Untersuchung von Moser und Andersset zu einer spannenden Lektüre. Zwar verlangt der wissenschaftlich geprägte Stil mit vielen Fachausdrücken und komplexen Begriffen von den Leserinnen und Lesern höchste Konzentration. Das Buch liefert aber für die aktuelle politische und soziale Auseinandersetzung um die Verwirklichung einer nachhaltigen und ökologischen Gesellschaft vielfältige Denkanstösse und verdient deshalb breite Beachtung.

Max Lemmenmeier (St. Gallen)

Cédric Humair
La Suisse et les puissances
européennes
Aux sources de l'indépendance
(1813–1857)

Éditions Livreo-Alphil, Neuchâtel 2018, 144 S., CHF 19.–

Dass die Geschichte der Schweiz ohne Einbezug der internationalen Lage und der vielfältigen ausländischen Demarchen nicht sinnvoll dargestellt werden kann, dürfte heute wohl kaum mehr bestritten werden. Man darf sogar die Hypothese wagen, dass wesentliche Momente in der Entwicklung der Eidgenossenschaft in entscheidendem Masse unter dem Einfluss ausländischer Dispositionen standen. Dies war beispielsweise schon 1803 der Fall, als die von Napoleon diktierte Mediationsakte die Eidgenossenschaft vor dem Zerfall bewahrte. Zwölf Jahre später mussten die am Wiener Kongress versammelten Grossmächte massiv intervenieren, um den Weiterbestand der Eidgenossenschaft zu gewährleisten. Ohne diese handfesten Eingriffe der ausländischen Regierungen hätte die Eidgenossenschaft wohl kaum in jenen Weg einschwenken können, der zum Bundesstaat von 1848 und zur eigentlichen Gründung des schweizerischen, relativ souveränen Staatswesens führte.

Cédric Humair nimmt dies als An-

satz und Grundlage für seine Geschichte der Schweiz von 1813 bis 1857. Er stellt konsequent die Frage, inwiefern die Entwicklung jeweils von externen Kräften beeinflusst oder gesteuert wird. Dabei setzt er meist einen Schwerpunkt auf wirtschafts- und handelspolitische Aspekte, eine Thematik, die er in seiner 800-seitigen Dissertation schon eingehend analysiert hatte (*Développement économique et État central [1815–1914]*, Lang, Basel, Bern 2004). In der vorliegenden Studie, die Zeit von 1803 bis 1857 umfassend, analysiert er in erster Linie die auf die Eidgenossenschaft bezogene Politik Grossbritanniens, der er Dank Archivstudien in England neue Einblicke abgewinnen konnte.

Diese kleine, 140 Seiten umfassende Monografie ist didaktisch klug aufgebaut. Humair stellt in 16 gut überblickbaren Kapiteln die verschiedenen Etappen und Probleme der schweizerischen Entwicklung dar. Die ersten fünf Kapitel behandeln die schwierige Zeit des Wiener Kongresses und der ersten grösseren Konflikte mit dem Ausland (zum Beispiel den Handelskrieg mit Frankreich und die Fremdenfrage). Im zweiten Teil (Kapitel 6 bis 8) stellt Humair in erster Linie die Bedeutung des Aussenhandels dar, wobei er insbesondere die Rolle des Überseehandels beschreibt. Er verweist dabei auf die Flexibilität und die Pluralität der schweizerischen Exportwirtschaft, die der Eidgenossenschaft genügend Spielraum verschaffte, um im Konzert der europäischen Mächte eine gewisse Eigenständigkeit zu bewahren. Im dritten Teil kommen, auf dem Hintergrund der Entwicklungen im benachbarten Ausland, die entscheidenden Phasen der Bundesstaatsgründung zur Sprache, wobei es insbesondere um die Frage geht, wie weit die schweizerische Aussenpolitik den neuen externen Gegebenheiten angepasst werden musste. Im vierten und letzten Teil geht es um den Platz der Schweiz in der von den Auseinandersetzungen zwischen

Konservatismus und Liberalismus erschütterten Staatenwelt. Humair nimmt dabei die bekannten Ereignisse wie den Konflikt mit Österreich im Tessin oder den Neuenburger Handel auf. Er ergänzt jedoch diese Probleme mit einer eingehenden Betrachtung der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und Grossbritannien.

Die Schlussfolgerung im Kapitel «Conclusion» beginnt mit einem Satz, der die Grundlinie von Humairs Darstellung in knapper Form zusammenfasst: «In vier Jahrzehnten hat sich die Schweiz vom Status eines neutralisierten, als Pufferstaat dienenden Gebiets zu dem eines kleinen neutralen und unabhängigen Staates entwickelt.» Auch in dieser kurzen und ein wenig idealistischen Sichtweise nimmt Humair den oft verwendeten und auch im Titel angeführten Begriff «Unabhängigkeit» auf. Er sieht darin auch die grundlegende Leitlinie der schweizerischen Entwicklung. Dem widerspricht jedoch nicht selten die Realpolitik, bei der es weniger um Unabhängigkeit denn um Anpassung an die internationalen Kräfteverhältnisse ging. Anpassung war unumgänglich, um dem schweizerischen Aussenhandel die internationalen Absatzmärkte zugänglich zu machen.

Diese in Humairs Studie ebenfalls beschriebene Strategie der Anpassung bringt Aspekte ans Licht, die meiner Ansicht nach bisher zu wenig beachtet wurden. Sie prägten in starkem Masse die Aussenbeziehungen der Eidgenossenschaft. Aufgrund der segmentierten Struktur der Schweizer Wirtschaft sei es möglich gewesen, so Humair, die Exporte der Schweiz jeweils so zu organisieren, dass zu starke, einseitig auf einzelne Absatzmärkte ausgerichtete Abhängigkeiten gemildert wurden. Es ging aber gleichzeitig auch darum, möglichst diskret in die Fussstapfen der grossen Handelsmächte zu treten.

Zur Verdeutlichung dieser These geht Humair näher auf den Handel mit Amerika, dem Orient und Russland ein. 1845,

so Humair, gingen wertmässig 64 Prozent der Schweizer Exporte nach Übersee – und nur 36 Prozent nach Europa. In diesem Zusammenhang weist der Autor auf die Bedeutung der nicht zuletzt über Grossbritannien organisierten Finanzbeziehungen hin. Schweizerische Kaufleute und Bankiers nahmen in England Wohnsitz und sorgten für einen möglichst guten Ablauf des Überseehandels. Die Durchsetzung einer liberalen Handelspolitik in England half der Schweiz, die protektionistischen Massnahmen der europäischen Nachbarn zu überbrücken. Es waren deshalb keine leeren Worte, als Ulrich Ochsenbein – 1848 Mitglied des ersten Bundesrates – in seiner Rede vor der Tagsatzung vom 5. Juli 1947 ausrief: «Auf dem ganzen Erdenrund, soweit die Beharrlichkeit des kühnen Briten festen Fuss gefasst, findet ihr den freien Schweizer an seiner Seite, einen Absatz zu suchen für die Produkte der Kunst und des Fleisses seines Vaterlandes.»

Geradezu Spass macht die Lektüre der von Humair geschickt wiedergegebenen Kommentare und Anweisungen der britischen Diplomaten und Politiker, insbesondere jene von Stratford Canning (1786 bis 1880), der schon am Wiener Kongress die zukünftige Gestaltung der Schweiz massgeblich mitbestimmte. Das von Humair aus den National Archives geschöpfte Material gibt einen lebendigen Einblick in die britische Haltung. Wer davon noch mehr haben möchte, kann auch im Web die zweibändige, mit zahlreichen Briefauszügen und persönlichen Erinnerungen versehene Biografie Cannings (von Stanley Lane-Pool) konsultieren (<https://archive.org/stream/lifeofrighthonou01lane#page/n5/mode/2up>).

Bei einer Betrachtung der schweizerischen Aussenpolitik muss unweigerlich auch das Problem Neutralität aufgegriffen werden. Humair vertritt richtigerweise die Meinung, die Neutralität habe in dieser Zeit in der Aussenpolitik keine zentrale Rolle gespielt und sei, wenn nicht gar verletzt,

je nach Umständen verschieden interpretiert worden. Die relativ untergeordnete Funktion der Neutralität kam bekanntlich bei der Gestaltung der Bundesverfassung deutlich zum Ausdruck. Sie figuriert nicht als Staatszweck, sondern als eines der Mittel, mit dem die Unabhängigkeit verteidigt werden könnte. Es gab 1848 nicht wenige radikale Politiker, die für eine die Neutralität vernachlässigende Einmischung in die europäischen Ereignisse plädierten. Der Waadtländer Henri Druey, Mitglied des Bundesrates von 1848, meinte sogar, dass die Schweiz, um im Notfall auf englische oder amerikanische Hilfe zählen zu können, zumindest einen Zugang zum Meer haben müsse. Bekanntlich nahm dann 1864 Bundesrat Jakob Dubs diese Idee erneut auf.

Die Studie Humairs, die sich an ein breites Publikum wendet, verzichtet bewusst auf umfangreiche wissenschaftliche Anmerkungen. Pro Kapitel werden drei oder vier gut zugängliche Titel angeführt. Diese Zurückhaltung bedeutet jedoch nicht, dass der Studie die wissenschaftlichen Grundlagen fehlen. Der Autor zeigt im Gegenteil, dass er die behandelte Thematik bestens beherrscht. Zudem bringt er den gewählten Standpunkt, das heisst der konsequente Einbezug der britischen Politik, eine fruchtbare Erweiterung der Geschichte der Schweiz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Hans-Ulrich Jost (Lausanne)

Werner Baumann
Ein Mann des Volkes
 Aufstieg und Fall des Thurgauer
 Politikers Ulrich Baumann
 (1851–1904)

Chronos, Zürich 2018, 133 S. mit 27 Schwarzweiss-Abbildungen, Fr. 29.–

Nur bruchstückhaft konnte Werner Baumann in Erfahrung bringen, wie das

Leben seines Urgrossvaters ausgesehen hatte. Gleichwohl schien es ihm interessant genug, ein Buch darüber zu schreiben. Und er hat recht. Aus seiner biografischen Annäherung entsteht ein kurzes und prägnantes, in verschiedener Hinsicht spannendes Zeitbild. Es zeigt den politischen Wandel am Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert am Beispiel des ländlichen Thurgaus. Freisinnige und Katholisch-Konservative vereinen sich gegen die aufstrebende Arbeiterbewegung. Dazwischen stehen bürgerliche linksliberale Demokraten. Sie gehen in der sich formierenden neuen Konstellation unter. Die Lebensgeschichte von Ulrich Baumann ist das Bild eines solchen liberalen und sozialen Politikers. Seine besonderen Merkmale sind seine durchaus bemerkenswerte Bildungslaufbahn und seine Krankheit. Das Buch von Werner Baumann ist also nicht nur politik- und regionalgeschichtlich von Interesse, sondern auch bildungs- und psychiatriegeschichtlich. Insbesondere zeigt es den historischen Wert von Krankengeschichten. Es kommt hinzu: Nicht jeder Autor kann gut Geschichte(n) erzählen. Baumann als ehemaliger Gymnasiallehrer und Rektor kann das. Er kann das sehr gut. Die Lektüre seines Buches lohnt sich.

Zunächst ist da ein nicht untypischer ländlicher Haushalt zur Mitte des 19. Jahrhunderts. «Jacob Baumann heiratete 1845 Anna Ursula Kugler. Von vier Kindern in den ersten fünf Jahren überlebten ein Mädchen und ein Junge, als fünftes wurde Johann Ulrich am 18. Mai 1851 geboren. Ihm folgte 1852 noch ein Bruder, und ein Jahr später starb die Mutter im Alter von 35 Jahren. Jacob heiratete zwei Jahre später die Schwester der Verstorbenen, vermutlich hatte sie nach dem Tod der Schwester die Betreuung des Haushalts mit den vier Kindern übernommen und die Heirat verrechtlichte diesen Zustand.» (15)

Der Thurgau steht am Beginn einer rasanten Entwicklung. Die Landwirtschaft

wird modern; sie spezialisiert sich immer mehr auf den Obstbau. Die Eisenbahn hält Einzug, ihr Zwilling, die Industrialisierung, erfasst die Region. Der liberale Kanton betreibt eine sehr fortschrittliche Bildungspolitik, denn die gute Volksbildung galt den Liberalen als Grundlage für den Erfolg des Staatswesens. Wären die Bedingungen damals nicht bitterer Ernst gewesen, so läsen sich die Ausführungen über die Bedingungen und Verhältnisse in der Dorfschule, die der junge Ulrich Baumann bei seinem Onkel, dem Lehrer, besuchte, als Amusement. Man glaubt es kaum!

Etwas verschlungen mutet der Bildungsweg von Ulrich Baumann schon an, selbst wenn man in Rechnung stellt, dass lineare Schulkarrieren seltener die Regel waren, als man meinen möchte. Einerseits liegt dies an der kränklichen Natur des Jünglings, andererseits aber auch an den nicht immer ganz genauen und vertrauenswürdigen Quellen. Ulrich Baumann landet – und dies ist für einen Bauernsohn erstaunlich – via Kantonsschule Frauenfeld und Basler Gymnasium an der Universität Zürich, dann in Heidelberg und München. Zuletzt ist er wieder in Zürich. 1874 kehrt er als junger Anwalt nach Hause zurück. Die Belege für die Maturitätsprüfung und das Staatsexamen in Zürich sind nicht vorhanden. Hat er sie überhaupt abgelegt? Vermutlich waren sie gar nicht notwendig. Ebenso fehlen Belege seines Aufenthalts in Heidelberg. Rekonstruieren lässt sich diese Phase seines Lebens vor allem dank eines akribisch geführten Ausgabenbüchleins seines Vaters. Wobei allerdings zu Recht die Frage auftaucht, wie der Vater als Bauer diese grossen Beträge hat aufbringen können. Es bleiben – wie so oft – viele Fragen. Wie auch immer: Baumann wird Anwalt im Kanton Thurgau. Das ist ein wenn auch nicht einzigartiger, so doch durchaus bemerkenswerter sozialer Aufstieg.

Die Ehre, als «Mann des Volkes» bezeichnet zu werden, holt sich Baumann mit

seiner Wahl zum Bezirksrichter in Arbon. Bereits Gemeinderat seiner Heimatgemeinde Egnach und Mitglied des Grossen Rates, strebte Baumann mit Erfolg nach dem nächsten Mandat. Mit 25 ist er «Gemeinderat, Grossrat, Bezirksgerichtspräsident und verheirateter Hausbesitzer. Eine Blitzkarriere?», schreibt Werner Baumann. Später wird er noch Offizier und Wirt. Das ist schon ein ziemlich steiler Aufstieg, möchte man sagen, auch wenn die materielle Situation nicht ganz so formidabel aussieht und seine Frau gar nicht zu einem Karrieristen passt. Sie ist ein uneheliches Kind, ist Deutsche, katholisch und arm. Für Thurgauer Verhältnisse alles andere als eine gute Partie. Aber Baumann scheint sich um Konventionen nicht gekümmert zu haben. Und die Ehe mit «Mina», Wilhelmine Maier aus Riedheim in Baden, hält bis zum Ende ihrer Leben. Werner Baumann schildert Mina als selbstbewusste, starke Frau. Von acht Kindern überleben fünf, die sie ohne grosse Unterstützung grosszieht, denn ihr Mann hat anderes im Sinn. Sie hält ihm den Rücken frei, unterstützt ihn. Auch dann noch, als er in der psychiatrischen Klinik landet. Alles andere als ein einfaches Unterfangen.

Zu dieser Kumulation von Tätigkeiten kommt noch eine dazu: die nationale Politik. Sein Aufstieg zum Ständerats- und Nationalratskandidaten (1878 und 1887) kleidet Werner Baumann gekonnt in eine luzide Zusammenfassung der Geschichte der Thurgauer Arbeiterbewegung, wie es ihm überhaupt gelingt, die Biografie Baumanns immer in der sich verändernden politischen Landschaft der Schweiz zu spiegeln. Zwischen der aufstrebenden, noch wenig als Partei organisierten Sozialdemokratie und den alten liberalen und konservativen Kräften und inmitten einer Debatte über die Haltung der Schweizer Presse und der Eliten zu Bismarck, dem Kanzler des eben errichteten Deutschen Kaiserreichs, der Sozialisten bis in die Schweiz verfol-

gen und bespitzeln lässt, positioniert sich Ulrich Baumann als linker Demokrat und entschiedener Anti-Bismarck-Politiker. In einem aufsehenerregenden Wahlkampf schlägt er in den ersten Monaten des Jahres 1889 seinen freisinnigen Gegner Johann Georg Leumann und wird überraschend Ständerat des Kantons Thurgau. Freilich ist den linken Demokraten keine lange Existenz beschieden. Sie werden zwischen Arbeiterbewegung und Bürgerlichen (den miteinander paktierenden Katholisch-Konservativen und Freisinnigen) zerrieben. Jene parteipolitische Konstellation, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts prägen wird, setzt sich durch.

Und so, wie es den Demokraten ergeht, geht es auch mit Ulrich Baumann: Rasch ist es zu Ende mit der politischen Laufbahn (auch wenn die Demokraten sich im Thurgau bis in die 1930er-Jahre zu halten vermögen). Er ist nur drei Sessionen lang Ständerat, dann findet er sich in der Klinik St. Pirminsberg wieder. Offensichtlich ist er nervlich überstrapaziert, sich selbst überschätzend, aber auf jeden Fall überfordert und als Politiker in seinen Reden und seiner Wortwahl offenbar zunehmend masslos.

Die Hälfte seiner letzten 15 Lebensjahre verbringt Ulrich Baumann in den psychiatrischen Kliniken St. Pirminsberg und Münsterlingen. Über den Grund seines «Wahnsinns» wird gerätselt. Für die einen ist er schlicht und einfach überarbeitet und überreizt, für die anderen ist es eine Vererbung, die Krankenakte belegt eindeutig die Ansteckung mit Syphilis. Das Krankheitsbild der progressiven Paralyse, der «Hirnerweichung», wie sie im Volksmund genannt wird, trifft auf Ulrich Baumann zu. Am Ende des 19. Jahrhunderts «helfen» nur sogenannte Kuren, eine ganze Reihe von Torturen, die man anwendet, um die Patienten zu «beruhigen». Immerhin wird er im März 1891 als «geheilt» entlassen und setzt seine Arbeit fort, kann seine

Kinder aufwachsen sehen und noch einmal ein paar Jahre normal leben. Allerdings beschränkt er seine politische Aktivität auf die Gemeinde. Er setzt sich vor allem für die Wasserversorgung und die Bodensee-Toggenburg-Bahn ein, macht sich da viele Feinde und landet 1898 wieder in der Klinik. Dieses Mal in Münsterlingen. Er schlägt, ist laut und aggressiv, verhält sich skurril und halluziniert. Es geht immer weiter bergab. 1904 stirbt Ulrich Baumann entkräftet und abgemagert.

Martin Leuenberger (Basel)

Guido Koller
Fluchtort Schweiz
 Schweizerische Flüchtlingspolitik
 (1933–1945) und ihre Nachgeschichte

W. Kohlhammer, Stuttgart 2017, 244 S., EUR 32

1996 publizierte Guido Koller in den vom Bundesarchiv herausgegebenen «Studien und Quellen 22» die Ergebnisse seiner Recherchen zur schweizerischen Flüchtlingspolitik. Die Kompetenzen der Behörden und die Weisungen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD), das Verfahren zur Aufnahme und Wegweisung von Flüchtlingen sowie die Aktenüberlieferung standen im Zentrum seiner Darstellung. Aufgrund der im Bundesarchiv vorhandenen – oftmals anonymen, statistischen Rückweisungsmeldungen – kam er zum Schluss, dass weit mehr Flüchtlinge zurückgewiesen worden waren, als man seit der Publikation von Carl Ludwigs Untersuchungsbericht 1957 angenommen hatte. Als die Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) in ihrem Zwischenbericht zur Flüchtlingspolitik 1999 diese Zahlen übernahm und in ihrem Fazit festhielt, dass die Schweiz mit der Rückweisung von Flüchtlingen dazu beigetragen hatte, dass die Nationalsozia-

listen die Ziele ihrer Judenpolitik erreichen konnten, kam es zu heftigen Reaktionen in der Öffentlichkeit. Im Zentrum der Kritik standen in den folgenden Jahren jedoch weniger die von der UEK präsentierten Fakten, historischen Erklärungen oder moralischen Wertungen. Behauptet wurde vielmehr, die UEK habe falsche, sprich zu hohe Rückweisungszahlen publiziert. Dass die Kritik weniger den Urheber der Zahlen traf, sondern vielmehr die UEK (und damit auch den Rezensenten, der Projektleiter des Flüchtlingsberichts gewesen war), dürfte am offiziellen Status der von Staats wegen eingesetzten Kommission liegen sowie daran, dass der Nachweis falscher Zahlen angesichts von deren scheinbarer Objektivität am ehesten geeignet ist, die Arbeit der UEK insgesamt zu diskreditieren. Die Flüchtlingspolitik von 1933 bis 1945 sowie die Auseinandersetzung darüber von 1945 bis in die Gegenwart stehen im Zentrum der vorliegenden Publikation.

Unter dem Titel «facts and figures» fasst der Autor auf 70 Seiten den gegenwärtigen Forschungsstand über die Flüchtlingspolitik zur Zeit des Nationalsozialismus zusammen. Dabei stützt er sich auf seine Arbeit von 1996, aus der teilweise ganze Passagen übernommen wurden, in die aber zugleich die wichtigsten Ergebnisse der umfangreichen Forschungsarbeiten, die seit den 1990er-Jahren erschienen sind, sowie eigene neue Erkenntnisse integriert wurden. Während die Zahl der vom 1. 9. 1939 bis 8. 5. 1945 aufgenommenen Zivilflüchtlinge mit 51 129 Personen unverändert geblieben ist, liegt die Zahl der belegten Wegweisungen an der Grenze (im Sinne behördlicher Entscheide, nicht zu verwechseln mit zurückgewiesenen Personen) nun bei 25 699 (1996: 24 398), ein Minimum, da für die ersten Kriegsjahre keine zuverlässigen Angaben existieren. Für das Jahr 1938 sind 2150 Rückweisungen nachgewiesen, doch auch hier sind die effektiven Zahlen angesichts unvollständiger

ger Erfassung höher. Gemäss Koller 1996 lehnte das Emigrantenbüro der eidgenössischen Fremdenpolizei 14 500 im Ausland gestellte Einreisegesuche von *schutzsuchenden Ausländern* ab; inzwischen sind es – mit Verweis auf die Forschungen von Ruth Fivaz-Silbermann – die Gesuche von 16 000 *jüdischen Schutzsuchenden*. Wie viele der an der Grenze zurückgewiesenen Zivilflüchtlinge Juden waren, ist nach wie vor ungewiss. Serge Klarsfelds Schätzung von 3000 jüdischen Flüchtlingen, die während des Kriegs an der Westschweizer Grenze zurückgewiesen wurden, hält Koller mit Bezug auf Fivaz-Silbermann für realistisch. Offen bleibt, wie viele Juden an der Südgrenze und wie viele insgesamt zurückgewiesen wurden, zumal die Konfession der Zurückgewiesenen erst ab Ende 1942 regelmässig festgehalten werden musste. Auf welche Weise die Rückweisungszahlen erhoben wurden und wie sie zu deuten sind, wird nun besser erklärt als 1996 (vgl. S. 85–92 und 178 f.). Insgesamt werden die Ergebnisse von 1996 bestätigt und präzisiert: Die Abwehr der jüdischen Flüchtlinge, deren Verfolgung bis 1944 nicht als Aufnahmegrund anerkannt wurde, war das oberste Interesse der Behörden, deren Weisungen sich bis 1943 ausdrücklich gegen Juden richteten. Ihr Anteil an den Zurückgewiesenen war in den ersten Kriegsjahren denn auch sehr hoch. Weil sich die Aufnahme- und die Rückweisungszahlen nach der deutschen Besetzung Italiens im Herbst 1943 vervielfachten, dürfte der Anteil jüdischer Flüchtlinge an der Gesamtzahl aller Weggewiesenen von 1939 bis 1945 jedoch kaum mehr als die Hälfte betragen.

Die drei folgenden Kapitel widmen sich der «Nachgeschichte» der dramatischen Ereignisse. Unter dem Titel «Erzählungen» werden die unmittelbar nach dem Krieg entstandenen Berichte von Behörden, ehemaligen Flüchtlingen sowie Helferinnen dargestellt bis hin zur Debatte

über den «Ludwigbericht». Anschliessend geht der Autor auf die Publikationen der 1960er- bis 1980er-Jahre ein («Flüchtlingspolitik wird Geschichte») und widmet sich dann der Debatte der 1990er-Jahre. Schwerpunkte bilden hierbei der Bericht der UEK, Jean-Christian Lambelets statistisch argumentierende Kritik an den Rückweisungszahlen – Kollers Widerlegung von Lambelet ist für den Statistik-Amateur allerdings eine Herausforderung – und die juristische Auseinandersetzung aufgrund der Klage von Joseph Spring, der im November 1943 deutschen Grenzorganen übergeben und nach Auschwitz deportiert worden ist. Die von Koller gewählte Periodisierung der «Nachgeschichte» ist sinnvoll. Der Überblick über die zahlreichen Publikationen ist äusserst nützlich und die Charakterisierung der verschiedenen Debatten zutreffend. Konzeptuell stellt er die Nachgeschichte und die Erklärung der Heftigkeit der Debatte der 1990er-Jahre unter drei Leitgedanken: die internationale Anerkennung des Holocaust als epochaler zivilisatorischer Bruch, die unterschiedlichen Erinnerungen von (jüdischen) Opfern und (Schweizer) Zuschauern sowie die Ablösung des Gedächtnisses (der Zeitzeugen) durch Geschichte. Dass die schweizerische Forschung zur Flüchtlingspolitik abgesehen von wenigen Ausnahmen kaum mit der internationalen Forschung verknüpft und entsprechend helvetozentrisch geprägt ist, wird zu Recht moniert und kann durch Kollers Überblicksdarstellung nicht behoben werden. So ist dem Verfasser denn auch zuzustimmen, dass in der Debatte der 1990er-Jahre eine internationale NS- und Holocaust-Forschung, die in der «Endlösung der Judenfrage» einen entscheidenden Bruch sieht, auf eine nationale Erzählung der Kontinuität und Bewährung im Krieg traf. Weniger zwingend ist m. E. hingegen die Verknüpfung der Nachgeschichte mit gedächtnistheoretischen Überlegungen, die sich vor allem

an A. Assmann, P. Nora und R. Koselleck orientieren und mit der dreiteiligen Gliederung der «Nachgeschichte» von den Erzählungen beziehungsweise Erinnerungen der Zeitzeugen über die Historisierung zur Geschichte einhergehen. Die Heftigkeit der Debatte der 1990er-Jahre, deren Nachwehen noch keineswegs verklungen sind, kann zwar zum Teil durch einen generationell bedingten Übergang von Erinnerung/Gedächtnis zur Geschichte und einen Kampf um die Anerkennung unterschiedlicher Erinnerungen erklärt werden. Mindestens so wichtig scheint mir aber der von Koller nur knapp ausgeführte Hinweis auf die Identitätspolitik nach dem Ende des Kalten Kriegs und die Frage der internationalen Positionierung der Schweiz (vgl. dazu S. 208 f.). Zudem schwingt in der Debatte über die Flüchtlingspolitik 1933 bis 1945 seit den 1990er-Jahren, als Flucht, Asyl und Immigration zu einem zentralen Thema gemacht wurden, immer auch ein Aktualitätsbezug mit. Kritik beziehungsweise Angriffe «aus dem Ausland» gelten als ungehörig. Und der Feststellung, dass antijüdische Vorurteile weitverbreitet waren und die jüdischen Flüchtlinge zurückgewiesen wurden, weil sie Juden waren, werden, wenn man dies Antisemitismus nennt, heftige und teilweise durchaus antisemitische Reaktionen entgegengesetzt. Diese Differenzierungen betreffend die «Nachgeschichte» tun der Leistung von Kollers Buch, das notabene ein sorgfältigeres Lektorat verdient hätte, keinen Abbruch. Es ist ein faktenbasierter und kenntnisreicher Überblick über den aktuellen Forschungsstand, ein Wegweiser durch eines der schwierigsten Kapitel der Schweizer Geschichte im 20. Jahrhundert und durch die – bis in die Gegenwart andauernden – Versuche der Schweiz, damit zurechtzukommen.

Gregor Spuhler (Rheinfelden)